

Lajser Ajchenrand

– Zum Centenarium eines großen jiddischen Dichters. –

Am 23. September 2011 begehen wir den 100. Geburtstag eines europäischen Dichters von Rang, des jiddischen Poeten Lajser Ajchenrand.

Das tut man meist nur bei vielgerühmten Autoren, um sie ein weiteres Mal zu feiern; prüfend, ob ihr Ruhm standgehalten hat. Lajser Ajchenrand aber ist außerhalb des jiddischen Sprachkreises, und besonders in Deutschland, noch weithin unbekannt. Hier kann der Erinnerungstag dazu beitragen, den Dichter zu entdecken.

Er wurde im polnischen Dęblin geboren und lebte später mit der Familie in Kurów, bei Lublin, wo 30 Jahre später das Konzentrationslager Majdanek errichtet wurde.

Sein Vater arbeitete als Religionslehrer und Schneider, und blieb dabei so arm, dass Lajser mit elf Jahren die Schule verlassen musste, um durch Arbeit zum Unterhalt der Familie beizutragen.

Seine Schwester Etko förderte seine Leidenschaft für Literatur. Von früh an schrieb er Gedichte. Weltliche Gedichte – das konnte in einer frommen Familie eigentlich nicht ohne Konflikte bleiben. Aber seine Mutter habe gesagt, als er ihr vorlas: es sei wie ein Gebet. Eines der frühen Gedichte ist überliefert, weil die Schwester es heimlich beim Wettbewerb einer Warschauer Literaturzeitschrift eingereicht hatte. Es schildert den quälenden Tag eines jungen Arbeitslosen, der sich vergeblich abmüht, seine Hände zu verkaufen.

Der Antisemitismus im Lande nahm zu. Der Vater erlitt eine Misshandlung auf offener Straße. Er starb vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht. Als Lajser Ajchenrand 1937 die Heimat verließ, um in Paris als Schneider zu arbeiten und hoffentlich Dichter zu werden, waren es noch vier Jahre, bis die SS in Lublin das KZ Majdanek errichten würde, wo Ajchenrands Mutter und seine Schwester samt ihren Kindern ums Leben kamen.

Nach dem Überfall der Deutschen auf Frankreich trat Ajchenrand freiwillig in ein Ausländerbataillon der französischen Armee ein. 1941, unter dem Vichy-Regime, wurde er in verschiedenen Arbeitslagern interniert. Als er gen Osten deportiert werden sollte, konnte er fliehen, bestand viele Gefahren und gelangte schließlich in die Schweiz. Dort durfte er bleiben, wurde aber jahrelang in Lagern gefangengehalten.

Das qualvoll erfahrene Leid – das persönliche, das seines Volkes, das einer von Krieg und Schoa getroffenen Menschheit – stürzte ihn in tiefe Krisen, die er durch Schreiben zu bewältigen suchte.

Schweizer Autoren, darunter Hermann Hesse, wurden auf ihn aufmerksam, erwirkten 1945 seine Entlassung aus dem Lager, setzten sich für sein Aufenthaltsrecht ein.

Lajser Ajchenrand ließ sich in Zürich nieder, arbeitete für den *Carl Posen Verlag*, wo seine ersten Gedichtbücher erschienen. Zeitweilig hielt er sich in Paris auf, nahm 1953/54 ein Stipendium in Buenos Aires wahr, lebte von 1957 bis 1961 mit Gast-Status in Israel. 1961 heiratete er in London die Schweizerin Clara (Claire) Ringgenberg; sie bekamen zwei Söhne: David (1963) und Raphael (1968). Frau Claire, die ihm jahrzehntelang das Schreiben ermöglichen half, hat großen Anteil an seinem Werk.

Ab 1972 lebte die Familie in Küsnacht bei Zürich. Lajser Ajchenrand wurde nie Schweizer Eidgenosse und hat doch in der Schweiz eine Heimat gefunden. Am 12. November 1985 ist er in Männedorf bei Zürich gestorben.

Seine erste Buchveröffentlichung war eine Gemeinschaftsausgabe *Gedichte aus der Fremde*

gewesen, die er 1945 gemeinsam mit Stephan Hermlin und Jo Mihaly vorlegte. Der Haupttitel lautete: *Wir verstummen nicht*. Der Kampf gegen die Übermacht des Schweigens, das Ringen gegen das Versiegen der Worte blieb eine treibende Kraft auch seines weiteren lyrischen Werkes.

Bereits 1946 folgte der Band *Hörst du nicht* mit neuen Gedichten Ajchenrands. Wie bei dem früheren Buch werden Ajchenrands Texte jiddisch wiedergegeben, in einem ungewöhnlichen Versuch, sie deutschsprachigen Lesern anzutragen, indem er die hebräischen Lettern durch lateinische ersetzt, die Orthographie dem Deutschen annähert, gleichsam eine jiddisch-deutsche Sprachform ins Leben ruft. Aber statt der Anmerkungen im ersten Buch, mit denen er die dem nur deutschsprachigen Leser unverständlichen Wörter erklärte, werden jetzt den jiddischen Texten deutsche Übersetzungen von Walter Lesch gegenübergestellt, die offenbar in Zusammenarbeit mit dem Dichter entstanden.

Welch ein unerhörtes, kühnes Unterfangen in einer Zeit, da sich für die meisten jiddischen Dichter nach der Schoa nicht nur zu den Deutschen, sondern auch zur deutschen Kulturtradition und Sprache (der „sodomitischen“) eine tiefe Kluft auftat. Noch im Motto des nächsten Buches scheint auf, dass sich seine Dichtungen zwar an die Opfer und die mit ihnen Verbrüderten, auch an die bisher Gleichgültigen, aber zugleich an die Täter wandten:

... und gebe Gott:

*Wenn unsre Mörder
In sich hineinsehn,
Soll es ihnen vor sich selber
Grauen.*

Der Band *mimaamakim* (*Aus der Tiefe rufe ich*), erschienen 1953 in Paris, wurde nur in Jiddisch und in hebräischen Lettern gedruckt. Für alle weiteren Lyrikbücher Ajchenrands, die zu seinen Lebzeiten herauskamen, galt diese Darbietungsform, auch für den Nachlassband *die ejbike rege* (*Der ewige Augenblick*), den Claire Ajchenrand 1988 edierte. Diese Bücher erschienen sämtlich in Israel, ergänzt durch Ausgaben mit hebräischen Gedichtübertragungen, die von namhaften Übersetzern stammten.

Jahrzehntelang lebte der Dichter in Zürich und schrieb weiterhin jiddische Gedichte. Aber die Versuche, deutschsprachige Leser unmittelbar zu erreichen, wurden aufgegeben. Allerdings nahm Lajser Ajchenrand dem Suhrkamp-Lektor Egon Ammann, bald schon Gründer und Leiter eines eigenen und rasch berühmten Verlages, das Versprechen ab, einen Band dieser Lyrik herauszubringen; das meinte: für deutschsprachige Leser. (Die Einlösung verzögerte sich auf Grund der Übersetzungsprobleme.)

In einem kurzen essayistischen Text des Dichters „Ein Blick in Geist und Werden der jiddischen Literatur“, der deutsch überliefert ist, äußert er sich auch zum Sprachenproblem. Er spricht vom „Labyrinth der jiddischen Sprache“ und verweist auf deren deutsche Wurzeln. Aber einen „Freund jiddischer Lyrik“ lässt er sagen:

Eine richtige Übertragung vom Jiddischen ins Deutsche ist kaum jemals zu erreichen, so verwandt unsere Sprachen sind. Im Musikalischen haben sie sich zwangsläufig weit voneinander entfernt. Das Vokabular ist ja eben nicht, was die Sprache zur Sprache des Dichters, aber auch nicht, was sie zur Sprache des Volkes macht, sondern das macht die Musik...

Er meint auch: die Poesie.

Am Schluss heißt es:

Jemand sagte, dass trotz der Verwandtschaft beider Sprachen die jiddische Poesie nicht zur deutschen gehöre. Wir aber sagen: Die Sprache des Dichters erhebt sich über alle nationalen und sprachlichen Grenzen – wie der lebendig schwingende Rhythmus des ewigen Alls.

Doch das Gedicht muss Sprachbarrieren überwinden, um poetischer Allgemeinbesitz werden zu können.

Lajser Ajchenrands spätere Gedichte, die sprachlich dem Deutschen oft sehr nahe sind, wurden weiterhin mit hebräischen Lettern gedruckt.

Was die Poetik anbetrifft, vollzog sich im Werk des Dichters seit dem Debüt-Band *Wir verstummen nicht* eine sprunghafte Metamorphose. Dort folgte der Autor in Thematik und Schreibart noch den Konventionen jiddischer Dichtung, bot seine Sozialkritik, sein rebellisches Aufbegehren gegen die Zeitläufte in volksnaher, teilweise balladesker Form dar. Schon im nächsten Band *Hörst du nicht*, der im Folgejahr erschien, war eine Fülle von Einflüssen der europäischen Moderne wirksam geworden.

All die ungeheuerlichen Erfahrungen, Fragen, Probleme, die den Dichter bedrängten, forderten Ausdrucksmöglichkeiten, die über das tradierte Methodenarsenal hinausgingen. Ein Zustrom von Impulsen: des Symbolismus, teilweise des Surrealismus, schafft eine erstaunliche Dynamik in dem von Ajchenrand entworfenen poetischen Kosmos, seinem Zürcher Welttheater, wo sich Räume und Zeiten verschränken. Der Expressionismus, im Dritten Reich als entartet verschrien und verfolgt, im Osten Nachkriegsdeutschlands lange mißtrauisch beäugt, hat auch in anderen deutschsprachigen Regionen keine Wiedergeburt erfahren – aber im Werk des jiddischen Dichters Ajchenrand feiert er Auferstehung, geht mit biblischer Mythologie und aktueller Zeiterfahrung erstaunliche Symbiosen ein. In dem schon zitierten kurzen Essay über jiddische Dichtung hieß es:

Wenn das Volk seinen Märtyrerweg antritt, trägt es mit sich die alten Schriften, den Drang nach neuem Leben, neuem Wissen, neuen philosophischen Erkenntnissen, die Suche nach Gestaltung und Wiedergabe, in welcher nicht nur die von ihm verlorenen Freiheiten neu erkämpft werden sollen, sondern auch die Freiheiten aller andern unterdrückten Völker. So enthält die jiddische Literatur alle historischen sozialpolitischen und gesellschaftlich-kulturellen Wandlungen, welchen die Menschheit bis auf unsere Tage unterlag.

Mit seiner neuen Poetik tat sich ein neuer Konflikt vor ihm auf: Bei einigen Autoren, die sich als Hüter der jiddischen Tradition verstanden, ergaben sich außer Freude und Bewunderung auch erhebliche Irritationen. Der Ausbruch aus vorgezeichneten Dichtungspfaden erschien ihnen wie eine Abkehr, fast ein Verrat.

Der Dichter ging unbeirrt seinen Weg, und als ihm 1976 in Israel der *Manger-Preis*, der „jiddische Nobelpreis“ verliehen wurde, nahm die Jury, diesen Konflikt resümierend, Partei für Ajchenrand: der Preis wurde ihm verliehen für die „modernistische Form und anti-sujetale Poesie“ seiner Dichtung, für ihre Erneuerungskraft. Das salomonische Urteil lautet: Lajser Ajchenrand habe die jiddische Poesie der modernen westeuropäischen Poesie angenähert, ohne ihre jiddische Eigenart zu mindern.

Eine europäische Jury müsste diesen Dichter dafür preisen, dass er Elemente der jiddischen

Tradition in die europäische und in die Weltlyrik eingebracht habe, und daß es wohl kein vergleichbares lyrisches Œuvre gebe, in dem ein Grundthema des 20. Jahrhunderts wie die Schoa mit solcher Tiefe und Eindringlichkeit reflektiert wird.

In den Bänden, die nach *mimaamakim* erschienen sind, haben weitere Entwicklungen stattgefunden. Der freie Vers überwiegt; das Schoa-Thema tritt in den Hintergrund, bleibt aber fast immer gegenwärtig. Einsamkeit und Tod klingen beständig an. Und in den Gedichten wird dem einzelnen Wort immer mehr Bedeutung zugemessen – oft hat es eine ganze Verszeile auszufüllen. Im Kontext der europäischen Lyrik wirken die Gedichte vertraut und dennoch überraschend. Die Abstraktheit nimmt zu, und es kann als Beweis eines sehr ungewöhnlichen poetischen Talents gelten, wenn daraus keine philosophischen Meditationen, sondern Dichtungen, gar große Dichtungen hervorgehen.

Als der Lyrikband *mimaamakim / Aus der Tiefe rufe ich* (jiddisch und in deutscher Übertragung) 2006 beim *Ammann Verlag* Zürich herauskam, wurde er von der deutschsprachigen Kritik einhellig begrüßt. Und der Dichter Wulf Kirsten notierte:

Die Gedichte des jiddischen Dichters Lajser Ajchenrand sind eine große Entdeckung. Ein bislang weithin unbekannter Lyriker muss der Weltliteratur hinzugeschrieben werden.

Aber weiß es die Welt?

Hubert Witt, Neue Rundschau, Heft 3, 2011